

Vom Büchertische

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **21 (1937)**

Heft 11-12

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

4 oder 6 schlichte, einfache, verständliche, allgemein gebräuchliche deutsche Wörter zur Verfügung stehen.

Schließlich: sieht man denn nicht ein, daß das Wort nicht einmal verdeutscht oder ersetzt zu werden braucht, weil es ... überhaupt unnötig ist? „Wir teilen Ihnen mit, daß die Unleihe einen guten Erfolg hatte“, das genügt vollkommen und sagt um nichts weniger, als wenn statt des Artikels „die“ r u b r. gesagt wird. Was hat der arme deutsche Artikel: der, die, das getan, daß er jetzt auf einmal nicht mehr gut genug wäre und durch r u b r. ersetzt werden müßte? Ich bitte rubr. Brieffschreiber, mir darauf zu antworten. Glaubt rubr. Bankhaus nicht auch, daß es angezeigt wäre, wie andere Leute beim bisherigen der, die, das zu bleiben und rubr. Fremdwort, weil es weder schöner noch kürzer, noch verständlicher ist, lieber nicht anzuwenden? Rubr. Kundschaft würde das zum Teil angenehm empfinden und zum andern Teil allerdings nicht merken, was ja auch nicht schadet. Bl.

Für unsere Nationalkultürler.

Wir haben auch schon darauf hingewiesen, was für verschwommene Vorstellungen bestehen über schweizerische Kultur: bald rühmt man das „friedliche Zusammenleben unserer verschiedenen Kulturen“, bald schwärmt man von gemeinsamer Nationalkultur — je nach Gelegenheit. Nun gibt es ja sicher eine Zone geistigen Lebens, das gemeinschweizerisch und nur schweizerisch ist: das politisch-soziale Leben (trotz seiner Mannigfaltigkeit). Aber der Mensch lebt nicht vom Staat allein, und daß die Schweiz für sich geistig nicht bestehen kann, gesteht mit dankenswerter Offenheit der Verfasser eines Berichtes über „schweizerischen Kulturdienst“ in den „Mitteilungen der Neuen Helvetischen Gesellschaft“ (Heft Mai-Juni), wo als Aufgabe der geistigen Landesverteidigung auch die Sorge um unser zeitgenössisches Kulturschaffen genannt wird; denn „die Situation für die schweizerischen Autoren ist z. T. schon recht kritisch und kann noch sehr viel kritischer werden. Dichter, Schriftsteller, bildende Künstler, Musiker und Wissenschaftler sind auf das Ausland angewiesen¹⁾; oft finden sie dort ihre erste Unterstützung, ihr Publikum. Mit der zunehmenden Abkapselung der ausländischen Staaten entsteht für die geistig Schaffenden in der Schweiz eine Lage, wie sie wohl überhaupt noch nie da war. Es wird ganz außerordentlich schwer sein, durch Maßnahmen im Inland den Nachteilen dieser Situation zu begegnen, aber es ist sicher schon ein Gewinn, wenn eine kompetente Stelle, wie der Kulturdienst sie sein könnte, sich ernsthaft und andauernd mit dieser Aufgabe beschäftigt und zum mindesten das Schweizervolk immer wieder auf die große Gefahr hinweist, daß unsere besten Kräfte in der Isolierung zu ersticken drohen“¹⁾. — Gewiß ein unverdächtig Zeugnis.

Vom Büchertisch.

St. Gallen, in der Mundartdichtung lange zurückgeblieben, wehrt sich unter der Führung unseres treuen Mitgliedes Prof. Hilty wacker. Von den Gedichten seiner letztjährigen Sammlung „Chomm mit, mer wend üs freue“ sind ihrer 60 kürzlich unter der freundlichen Einladung „Chomm mit üs go singe“ von St. Galler Musikern vertont erschienen (Fehr'sche Buchhandlung, St. Gallen, 56 Groß-

¹⁾ Von uns gesperrt.

seiten, 4 Fr. 75 Rp.), für Familie und Schule, aber nicht nur für St. Gallen, wie ja auch die St. Galler gern das Lied singen von jenem Tal, wo's „so schön und luschtig“ gehe wie sonst nirgends auf der Welt. Zu fast allen Liedern ist eine einfache Klavierbegleitung gesetzt. — Von Alara Müller, deren Frühlingspiel wir f. Z. empfohlen, liegen aus demselben Verlage zwei ebenfalls hübsche Weihnachtsspiele vor, wieder mit Liedern von Max Haefelin. Beide Hefte sind kostbare Beiträge zur Pflege des kindlichen Gemütes.

Briefkasten.

M. S., Gh. Mein Lieber, Du beanstandest die Sätze in unserer letzten Nummer: „Wir können nicht anders, als unsere Mitglieder auf verwandte Bestrebungen hinzuweisen“ und „Wir können nicht anders, als die Worte Bundesrat Mottas zu diesem Heimatwerke anzuführen. Du hast recht. Die Nennformen „hinweisen“ und „anführen“ hängen ab von dem Hilfszeitwort „können“, und nach diesem setzt man bekanntlich kein „zu“; man sagt nicht „wir können hinzuweisen“ oder „wir können anführen“, und das bleibt auch so, wenn eine Nennform als zweites Glied angehängt wird. Es muß also heißen: „Wir können nicht anders als ... hinweisen“ oder „anführen“. Wie konnte uns jowas unterlaufen?! Gibt es mildernde Umstände für dieses Vergehen? — Gewiß, wir sind damit in schlechter Gesellschaft, aber auch in anderer. Goethe hat einmal geschrieben: „Ich wollte lieber in den Tod mich stürzen, als länger seiner Achtung zu entbehren“ und Lessing: „Jetzt können wir ... nicht anders, als es den Liebhabern ... nochmals anzupreisen“; auch bei Wieland findet sich der Greuel einmal. Da diese Herren sonst ziemlich gut Deutsch konnten, wird die Sache ihre Gründe gehabt haben. Vielleicht ist es so zu erklären: Niemand ließe sich einfallen, unmittelbar hinter dem „können“ die Nennform mit „zu“ zu bringen. Wenn diese Nennform aber vom regierenden „können“ so weit entfernt ist, so verschwindet auf dem langen Wege die genaue Bedeutung von „können“ und vermischt sich im Bewußtsein mit sinnverwandten Ausdrücken wie: wir sind nicht imstande, in der Lage, wir vermögen nicht, wir fühlen uns gedrungen oder gezwungen oder veranlaßt usw., und alle diese verlangen das „zu“. Tönt die bloße Nennform, so weit von „können“ entfernt, nicht etwas schwach, so daß sie durch das „zu“ gestützt werden muß? — Aber Du hast recht; es ist, genau betrachtet, ein Fehler, und Pauls Deutsche Grammatik nennt auch die angeführten Klassikerzitate „ungehörig“.

E. Bl., R. So ja, die N. Z. N. sprechen von einem „riskanten Wagnis“? Das ist ein sehr bequemer Ausdruck; denn man kann ihn auch umkehren und ebenso gut von einem „gewagten Risiko“ reden. Die N. Z. Z. sprach kürzlich von „televispischen Fernrohren“ und früher einmal von „geistiger Mentalität“. Kinder schreiben etwa vom „weißen Schimmel“, vom „schwarzen Kappen“ und vom „alten Greis“. — Etwas Neues und etwas anderes ist aber das „Danaidengeschenk“, (N. Z. Z.) eine geistreiche Vermischung des „Danaergehenks“, das die Griechen (die Homer gerne Danaer nennt) in Gestalt des hölzernen Pferdes den Trojanern hinterließen, mit dem durchlöcherter Fasse, in das die Töchter des Danaos zur Strafe für ihren Frevel Wasser schöpfen mußten. Solche Gelehrtheiten sind manchmal ein Danaergehenk, und sie bekämpfen eine Danaidenarbeit. Ueber das Danaidengeschenk hätte sogar das hölzerne Roß lachen müssen.

Allerlei.

Im „Organisator“ vom November 1936 erklärt ein Werbeberater von Beruf (H. Behrmann):

Ich bin gegen Fremdwörter. Nicht wegen eines starren Grundgesetzes, gegen den zu verstößen meine heiligsten Gefühle verletzen würde, sondern gewissermaßen aus einem Bedürfnis nach Reinlichkeit.

Aus diesem Grunde spreche ich in Briefen und Vortragsvorträgen lieber von Werbung als von Reklame. Und da hat sich etwas Merkwürdiges gezeigt. Gegen Reklame haben die meisten Leute gefühlsmäßig eine Abneigung. Gegen Werbung dagegen nicht.

Das hat beim Geschäftsmann seinen guten Grund. Für Reklame muß er Geld ausgeben. Wirbt er aber Kunden, so bringen sie ihm Geld.

Das ist mehr als ein bloßes Gefühl. Es stimmt wirklich. Hier liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen dem Werbeberater und allen, die Reklame irgend einer Art verkaufen. Der Werbeberater will seinen Kunden werben helfen. Daß das etwas kostet, versteht sich, kommt aber erst in zweiter Reihe.

Das deutsche Wort ist also zugleich verständlicher, richtiger und — werbender. Reklame setzt unter ein Bild den Befehl: „Trink Aplo!“ Werbung macht auf Aplo glüchtig: „Wie ein Apfel, frisch vom Stamm.“